

Astrid Sahm · Manfred Sapper · Volker Weichsel (Hrsg.)

Die Zukunft des Friedens 1

Astrid Sahm · Manfred Sapper
Volker Weichsel (Hrsg.)

Die Zukunft des Friedens

Band 1
Eine Bilanz der Friedens-
und Konfliktforschung

2. Auflage



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

1. Auflage Oktober 2002
2. Auflage April 2006

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2006

Lektorat: Frank Schindler / Nadine Kinne

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Rosch-Buch, Scheßlitz

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 3-531-33794-7

Inhalt

Prolog

- Einleitung: Frieden und Krieg in Zeiten des Übergangs..... 9
Astrid Sahn/ Manfred Sapper/ Volker Weichsel
- Ein Blick ins Jahr 2041 – oder: Doch nur ein Alptraum? Eine an-
stößige Ouvertüre..... 19
Jörg Calließ

Friedensbegriff

- Der unerhörte Clausewitz. Eine notwendige Polemik wider die
gefährliche Tendenz zur Mystifizierung des Krieges 25
Klaus Jürgen Gantzel
- Ein bißchen Frieden im ewigen Krieg? Zu den Aussichten auf einen
dauerhaften Weltfrieden am Beginn des 21. Jahrhunderts..... 51
Egbert Jahn
- Der Friedensbegriff der Friedensforschung 83
Ernst-Otto Czempel
- Was ist das „Mehr“ in der Rede, Friede sei mehr als die Abwesenheit
von Krieg? 95
Lothar Brock

Friedensakteure

- Dürfen, können, sollen, müssen Friedensforscherinnen Pazifistinnen
sein? 117
Wolf-Dieter Narr
- Die deutsche Friedensbewegung nach 1945. Zwischen Expertenarbeit,
gesellschaftlichen Lernprozessen, Mobilisierung und drohender Mar-
ginalisierung 131
Andreas Buro
- Zivile Konfliktbearbeitung im Spannungsfeld von Gesellschaft und
Staat 161
Konrad Tempel

Die Friedensbewegung am Anfang des 21. Jahrhunderts. Auf dem Weg zur Entwicklung friedenspolitisch tragfähiger globaler Strukturen..... 193
Reiner Steinweg

Beiträge internationaler Organisationen zum Frieden in der Welt..... 213
Eva Senghaas-Knobloch

Die politische Verantwortung der Friedenswissenschaft. Ein subjektiver Rückblick auf Glanzpunkte und Schwachstellen der deutschen Friedens- und Konfliktforschung..... 231
Rainer Tetzlaff

Friedensstrategien und Konfliktlinien

Problemfelder der Weltinnenpolitik 257
Wilfried Röhrich

Ökonomien des Krieges. Ein lange vernachlässigtes Forschungsfeld von großer Bedeutung für die politische Praxis..... 269
Peter Lock

Religion als Motiv und Kontext für Krieg am Beispiel Jerusalem 287
Paulus Engelhardt

Abrüstungspolitik zwischen Sicherheits- und Überlebensdilemma 307
Hans Günter Brauch

Vergangenheit und Zukunft von Militärbündnissen 335
Heinz Gärtner

Die Zukunft des Friedens

Was weiß die Friedensforschung von der Zukunft, und was sollte sie wissen?..... 357
Bernhard Moltmann

Frieden in vierzig Jahren. Herausforderungen und unsichere Prognosen 381
Erhard Forndran

Bedrohungen und Chancen des Friedens 411
Astrid Sahn/ Manfred Sapper/ Volker Weichsel

Autorenverzeichnis 433

Prolog

Einleitung: Frieden und Krieg in Zeiten des Übergangs

Astrid Sahn/ Manfred Sapper/ Volker Weichsel

Fast vier Jahrzehnte stand Friedens- und Konfliktforschung im Banne des Ost-West-Konflikts. Im deutschsprachigen Raum verliefen die Anfänge dieser neuen Forschungsrichtung gleichsam im Schatten der zunehmenden Blockkonfrontation, die folglich auch ihre Entwicklung entscheidend prägte (vgl. Koppe 1999). Ein Schlüsselereignis stellte dabei die Kuba-Raketenkrise von 1962 dar, als die Menschheit am dichtesten vor einem möglichen Dritten Weltkrieg mit umfassenden Vernichtungspotentialen stand. Spätestens seitdem rückte die Frage, wie ein möglicher nuklearer Ost-West-Krieg, dessen unkontrollierte Eskalation zum Omnizid, zur Auslöschung aller Menschen und vieler anderer Lebewesen, hätte führen können, zu verhindern sei, in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses der Friedens- und Konfliktforscher. Darüber hinaus einte die meisten Vertreter der Gründergeneration der deutschen Friedens- und Konfliktforschung eine durch die Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs bedingte Tabuisierung des Krieges als politisches Mittel.

Heute, über zehn Jahre nach dem Ende des Ost-West-Konflikts haben sich neue Strukturen des internationalen Systems und neue Konstellationen für Krieg und Frieden herausgebildet. Zwar scheint die Gefahr der globalen nuklearen Katastrophe entschärft. Doch die Hoffnung auf „ein neues Zeitalter der Demokratie, des Friedens und der Einheit“, welcher die KSZE-Staaten in der „Charta von Paris“ im November 1990 emphatischen Ausdruck verliehen, hat sich bisher nicht erfüllt. Stattdessen werden in Europa wieder begrenzte Kriege geführt, Vertreibungen und Völkermord – euphemistisch als „ethnische Säuberungen“ maskiert – sind auf die Tagesordnung zurückgekehrt. Nach den Kriegen in Jugoslawien und dem Kosovo-Konflikt 1999 haben uns die Terroranschläge vom 11. September 2001 und der anschließende Krieg in Afghanistan erneut gezwungen, die Selbstverständlichkeit des Nichtkrieges um jeden Preis zu hinterfragen und den Wert des Friedens mit anderen Werten abzuwägen. Der „gerechte Krieg“ hat als örtlich und waffentechnologisch begrenzter Krieg wieder Einzug in das politische und öffentliche Denken gefunden, etwa in der Gestalt der „humanitären Intervention“.

Bilanzierungsbedarf

Bedeutet der um 1990 erfolgte weltpolitische Umbruch somit, wie Reiner Steinweg in diesem Band behauptet, eine Rückkehr zu voratomaren Problem- und Entscheidungssituationen? Muß die „mühsame Arbeit der ‚Zivilisierung‘ der öffentlichen Meinung als notwendige (...) Grundlage faktischer Friedenspolitik“ (Steinweg: 196) von vorn beginnen? Was sind die Ursachen und die Dynamik der viel zitierten „neuen Kriege“ (Kaldor 2000; Münkler 2002)? Und welche Bedeutung haben die Erkenntnisse der Friedens- und Konfliktforschung aus der Zeit des Ost-West-Konflikts noch für die Friedensstrategien von heute und morgen? Die Beant-

wortung dieser für die weitere Friedensforschung und Friedenspolitik gleichermaßen wichtigen Fragen erfordert eine umfassende Reflexion über die bisher von Friedens- und Konfliktforschern vorgelegten Problemanalysen und Friedensstrategien.

Das vorliegende Buch versucht eine erste Antwort auf diesen Bilanzierungsbedarf zu geben. Es geht auf eine Tagung zurück, die der „Forschungsschwerpunkt Konflikt- und Kooperationsstrukturen in Osteuropa an der Universität Mannheim“ (FKKS) vom 31. August – 2. September 2001 anlässlich des 60. Geburtstags des FKKS-Leiters Egbert Jahn gemeinsam mit der Evangelischen Akademie Arnolds-hain unter dem Titel „Krieg und Frieden im Jahre 2041“¹ veranstaltete. Eingeladen waren insbesondere die Vertreter aller Forschungseinrichtungen, die seinerzeit in der Deutschen Gesellschaft für Friedens- und Konfliktforschung (DGFK) vertreten waren. Der Aufforderung, sich mit einem Beitrag an der Bilanzierung der bisherigen 40jährigen Arbeit von Friedensforschung im deutschsprachigen Raum zu beteiligen, folgten allerdings nur wenige Vertreter der eher dem „politischen Realismus“ zuneigenden Forschungsansätze sowie der konsequent gewaltfreien Orientierung. Dementsprechend waren auf der Tagung vorrangig der „liberalen Schule“ nahe stehende oder eng mit der Friedensbewegung verbundene Forscher vertreten. Gleichwohl wurden sowohl die Ergebnisse und Versäumnisse bisheriger Friedens- und Konfliktforschung als auch die zukünftigen Konfliktlinien und Friedensstrategien durchaus kontrovers diskutiert, wie sich unschwer bei der Lektüre der in diesem Sammelband zusammengefaßten Aufsätze erkennen läßt.

Ergebnisse und Versäumnisse

Beim Blick in die Vergangenheit konzentrieren sich die Autoren neben der Analyse der bisherigen Leistungen von Friedens- und Konfliktforschung einerseits auf die Bewertung der Abschreckungspolitik als vorherrschender Strategie der westlichen politischen Führungen während des Ost-West-Konflikts und andererseits auf die Einschätzung der Wirksamkeit der Friedensbewegung als zentralem Friedensakteur jener Zeit. Zeitlicher Kristallisationspunkt für diese Rückblende bildet insbesondere die Phase der Entscheidung über den NATO-Doppelbeschluß, die gleichzeitig auch den Höhepunkt der Aktivitäten der Friedensbewegung in Deutschland darstellte. Dabei fällt das Gesamturteil über die nachweisbaren politischen Erfolge sowohl der Friedensbewegung als auch der Friedens- und Konfliktforschung im Hinblick auf die friedensbefördernde Veränderung von Politik weitgehend ernüchternd aus. So urteilt Rainer Tetzlaff, daß „[k]einer der Vorschläge der Friedenswissenschaft (...) vom Sicherheitsestablishment hüben oder drüben ernsthaft in Erwägung gezogen“ (Tetzlaff: 243) wurde. Und Andreas Buro bilanziert, daß „die Regierungspolitik durch die Aktivitäten der Friedensbewegung kaum beeinflußt wurde“ (Buro: 146). Zur positivsten Einschätzung gelangt noch Steinweg, der zumindest in der Bereitschaft der sowjetischen Führung unter Michail Gorbatschow zu einseitigen Abrüstungsschritten eine politische Resonanz auf die friedenspolitischen Vorschläge von Friedensaktivisten und Friedensforschern sieht.

1 Aus dem Titel der Tagung erklärt sich auch der bei einzelnen Autoren auftauchende Bezug auf das Jahr 2041.

Als bedeutsamer schätzen alle drei Autoren die indirekten Auswirkungen der Friedensbewegung ein. Insbesondere auf gesellschaftlicher Ebene habe sie zur kritischen Hinterfragung militärgestützter Politik beigetragen, wie sich beispielsweise in der zunehmenden Akzeptanz der Kriegsdienstverweigerung in der Bevölkerung gezeigt habe. Auch die Einrichtung von Friedensforschungsinstituten mit staatlicher Förderung sei ein Ausdruck dieser Haltung. Die Beendigung des Ost-West-Konflikts durch die friedliche Auflösung des sowjetischen Herrschaftssystems beschreiben die Autoren zudem weitgehend übereinstimmend als „konzertierten Sieg“ (Tetzlaff) oder „ungewolltes Zusammenspiel“ (Steinweg) von Friedensbewegung und Regierungen, von Protest und staatlicher Macht.

Dahinter steht jedoch keine Übereinstimmung in der Bewertung der Schritte zum Frieden. So gesteht Tetzlaff den Friedensforschern zwar einen Beitrag zum Abbau von Feindbildern zu, die entscheidende Wirkung schreibt er jedoch – ungeachtet der berechtigten Kritik der Friedensforschung am Sicherheitsdilemma – der Abschreckungspolitik der westlichen Regierungen zu. Die Schwäche von Friedensforschung und Friedensbewegung sieht Tetzlaff daher in ihrer mangelnden Fähigkeit, tragfähige Alternativen zum kritisierten Regierungshandeln anzubieten. Demgegenüber sieht Buro gerade die Leistung der Friedensbewegung in ihrer Fähigkeit, zumindest der Bevölkerung glaubwürdige Alternativen für eine friedliche Lösung von Konflikten aufgezeigt zu haben.

Noch wichtiger als die Reflexion über die Erfolge bisheriger Friedens- und Konfliktforschung und angewandter Friedensstrategien dürfte die Frage nach ihren Versäumnissen sein, um die zukünftige Forschungsagenda zu bestimmen. Dabei fällt auf, daß mit dem Plädoyer für eine verstärkte Diskussion über die Begriffe „Krieg“ und „Frieden“ sowie für die systematische Einbeziehung der zeitlichen Dimension „Zukunft“ in die Arbeit der Friedensforschung mehrere Autoren zwei Versäumnisse und Desiderata benennen, die nicht der empirischen Detailforschung, sondern dem Bereich der theoretischen Grundsatzdiskussion zuzuordnen sind. Daraus läßt sich schließen, daß die Friedens- und Konfliktforschung infolge der Einengung der Forschung in die Dimensionen des nuklearen Wettrüstens während des Ost-West-Konflikts selbst Deformierungen zu erleiden hatte. Insofern stellte das Ende des Ost-West-Konflikts auch für die Friedensforscher eine Befreiung dar, welche die Zuwendung zu theoretischen Grundsatzfragen wieder möglich und sinnvoll macht. Zum Teil handelt es sich dabei, wie Bernhard Moltmann in seinem Beitrag ausführt, um die Wiederaufnahme von Diskussionen, die bereits in der Entstehungsphase der Friedens- und Konfliktforschung einmal geführt worden waren.

Für einen engen Friedensbegriff

Lothar Brock und Ernst-Otto Czempiel treffen sich in der These, daß die Friedensforschung seit Mitte der 1970er Jahre eine eingehende Beschäftigung mit dem Friedensbegriff versäumt hat. Dies erklären sie übereinstimmend damit, daß die von Galtung 1969 eingeführte Unterscheidung von negativem und positivem Frieden bzw. personaler und struktureller Gewalt die Friedensforschung de facto in eine Sackgasse geführt habe. Denn die immer anspruchsvollere Bestimmung des als Frieden zu bezeichnenden Zustands ermöglichte nicht nur die Kritik als ungerecht

empfundener gesellschaftlicher Verhältnisse, sondern rückte gleichzeitig die Erreichbarkeit von Frieden in immer weitere Ferne, indem praktisch sämtliche Zustände als Krieg bzw. strukturelle Gewalt verstanden wurden. Gemeinsam mit Egbert Jahn plädieren beide Autoren daher für einen engen Friedensbegriff, den sie als Nichtkrieg definieren, um dem Frieden wieder eine historische Realisierungschance zu geben. Die Problematisierung jeder militärischen Gewaltanwendung, die damit impliziert ist, verpflichtet in stärkerem Maße als ein weiter Friedensbegriff zu Vorkehrungen, die der Anwendung von Gewalt entgegenwirken sollen. Die Abschaffung des Krieges wird damit erneut als zentraler Gegenstand der Friedensforschung bestimmt.

Während Czempiel jedoch Frieden stets implizit als demokratischen Frieden begreift, bestehen Brock und Jahn darauf, den Begriff des Friedens nicht mit anderen Beiworten zu versehen. Obwohl sie sich dabei des Risikos bewußt sind, Frieden auf ein zweifelhaftes Minimum zu reduzieren – wie während des Ost-West-Konflikts in der von Dieter Senghaas 1968 kritisierten „organisierten Friedlosigkeit“ der nuklearen Abschreckungspolitik geschehen –, halten sie diesen Weg für notwendig, um den Blick der Forschung verstärkt auf die Analyse von Friedensursachen zu lenken. Freilich unterscheiden auch sie Krieg und Frieden, insbesondere nach räumlichen und zeitlichen Dimensionen. Jahn führt zudem die Bezeichnungen „kriegsträchtiger Unfrieden“ und „friedensträchtiger Unfrieden“ ein, um Zwischenzustände mit ihren gegensätzlichen Entwicklungspotentialen zu beschreiben. Wirklicher Friede wäre demnach nur der dauerhafte Weltfrieden, ohne daß damit räumlich oder zeitlich begrenzte Friedenszustände diskreditiert wären. Vielmehr soll sich die Friedensforschung nach der Vorstellung von Jahn darauf konzentrieren, wie sich diese begrenzten Friedenszustände im Hinblick auf ihre Fähigkeit, Krieg zu vermeiden, unterscheiden, um eine empirisch gesättigte Vorstellung von Friedenszuständen zu entwickeln, die geeignet sind, in einen dauerhaften Weltfrieden transformiert zu werden.

Allerdings droht die Abgrenzung der Begriffe Krieg und Frieden voneinander – selbst bei der Verwendung enger Definitionen – zunehmend schwieriger zu werden. Diese Möglichkeit der Ununterscheidbarkeit von Krieg und Frieden in der Zukunft ist bereits von Stanislaw Lem in seinem 1986 erschienenen Roman „Frieden auf Erden“ eindringlich beschrieben worden. Lem ging dabei davon aus, daß die Entwicklung der Technologie jede Grenze zwischen natürlichen und künstlichen Erscheinungen verwischen würde, so daß es „Krieg, der Frieden, und Frieden, der Krieg“ (Lem 1986: 67) sei, geben werde. Neben der immer stärkeren Verwundbarkeit der hoch technisierten Gesellschaften erschwert zudem die Zunahme nichtstaatlicher Gewaltakteure und innergesellschaftlicher Gewaltformen die eindeutige Definition von Kriegszuständen. Die Definition der Begriffe erfordert daher weitere eingehende Debatten, um für die Praxis relevante Forschung anleiten zu können und der von Klaus Jürgen Gantzel an populären Werken der neueren Literatur (Creveld 1998; Keegan 1995) demonstrierten Mythologisierung des Krieges als menschliche bzw. männliche Natureigenschaft oder gar Tugend entgegenwirken zu können.

Die Bedeutung von Prognosen und der Stellenwert des Friedens

Die Beschäftigung mit der Zukunft hat die Friedens- und Konfliktforschung bisher fast ausschließlich der Science-fiction-Literatur überlassen (Heidtmann 1983: 193). In dieser findet sich jedoch – im Unterschied zu den Utopien der Antike und des Mittelalters – nur äußerst selten die Darstellung zukünftiger Friedensszenarien. Ihre Schilderung zukünftiger Welten schreibt zudem häufig die jeweils zu ihrer Entstehungszeit „vorherrschenden Konflikte, Kulturen, politischen Hierarchien und Einstellungsperspektiven“ (Forndran: 381) fort. In dieselbe Gefahr begibt sich auch die Friedens- und Konfliktforschung, wenn sie sich wieder der Beschäftigung mit der Zukunft zuwendet. Denn ebenso wie unser Blick auf die Vergangenheit von Krieg und Frieden sich mit der großen historischen Wende vom kurzen 20. Jahrhundert des Ost-West-Konflikts zum neuen Jahrhundert geändert hat, so sind wir heute auch gezwungen, die Zukunft von Krieg und Frieden gänzlich anders zu denken als vor 1989.

Freilich ist die Bereitschaft vieler Forscher zur Beschäftigung mit der Zukunft seither zusätzlich dadurch beeinträchtigt, daß sie das Unvermögen, den Zusammenbruch der Sowjetunion und die kaum für möglich gehaltene friedliche Überwindung des Ost-West-Konflikts vorherzusagen, als ein Versagen ihrer Disziplin begreifen. Gegen die daraus folgende prognostische Enthaltensamkeit schreiben die Autoren dieses Bandes bewußt an. Allerdings sichern sie sich bei ihren Zukunftsprognosen dadurch ab, daß sie sich nicht mit der Vorhersage singulärer Ereignisse, sondern der mit der Projektion langfristiger Entwicklungstrends beschäftigen. Gleichzeitig weisen sie darauf, daß es sich bei diesen Prognosen lediglich um Möglichkeiten handelt, die infolge der Veränderung einzelner Faktoren oder des Einflusses einzelner Akteure auch in einer anderen als der beschriebenen Form oder überhaupt nicht eintreten können. Gerade in dieser Offenheit von Zukunft, der großen Spannweite der sich erschließenden Optionen sowie in der Einsicht in die Kontingenz von Ereignissen sieht Moltmann die Chance für die Friedens- und Konfliktforschung, wenn sie sich wieder mit der Zukunft beschäftigt.

In Anschluß an Wolfgang Huber und Georg Picht schlägt Moltmann der Friedens- und Konfliktforschung einen Dreischritt für die Beschäftigung mit der Zukunft vor, in dem über eine gezielte Planung von Strategien die analytisch ermittelte Voraussage zukünftiger Entwicklungen mit dem für wünschenswert gehaltenen Entwurf der Zukunft möglichst weitgehend in Deckung gebracht werden soll. Wie das Plädoyer für einen engen Begriff von Krieg und Frieden zielt somit auch die Aufforderung zur (Wieder)Einbeziehung der Zukunft in den Zeithorizont der Friedens- und Konfliktforschung auf die Stärkung ihrer Praxisrelevanz und politischen Bedeutung, indem sie auf realisierbare Entwicklungsperspektiven bezogenes strategisches Planen anleiten soll. Freilich wird Friedensforschung niemals eine angewandte Wissenschaft in dem Sinne sein, daß sie lediglich nach zweckrationalen Mitteln zur Erlangung eines vorausgesetzten, konsensualen Friedens sucht, sondern die Entwicklung einer sinnvollen, vernünftigen, menschlichen Friedensidee, die eine Chance besitzt, gesellschaftlich-geschichtlich verwirklicht zu werden, ist selbst Gegenstand und Aufgabe der Wissenschaft vom Frieden. Damit ist für die Friedensforschung die Scheidelinie zwischen Wissenschaft und Politik (oder Friedensarbeit ganz allgemein) eine andere als in der herkömmlichen sozialwissen-

schaftlichen Unterscheidung zwischen wertfreier, wertneutraler Wissenschaft und wertender politischer Stellungnahme und Aktivität.

Die von Moltmann eingeforderte Beschäftigung mit der Zukunft unterliegt folglich einer normativen Orientierung, die Friedensforschung von der allgemeinen Zukunftsforschung unterscheidet. Friedenswissenschaft ist dem Frieden verpflichtet, wobei weiterhin von Zeit zu Zeit die Frage neu aufgeworfen werden wird, was unter einem historisch realisierbaren Frieden in sinnvoller Weise verstanden werden kann. Zudem gibt es darüber, welchen Stellenwert der Frieden unter allen Werten besitzt, in der Friedensforschung bis heute keine Einigung, wie sich besonders deutlich in der Auseinandersetzung über die militärische Intervention im Kosovo zur Verhinderung weiterer serbischer Vertreibungsaktionen gegen die Kosovo-Albaner zeigte.

Szenarien der Zukunft

Insgesamt gehen alle Autoren davon aus, daß auch das 21. Jahrhundert von Konflikten, militärischen Auseinandersetzungen und Kriegen geprägt sein wird, ohne sich darauf festzulegen, ob sie in Anzahl und Intensität zunehmen oder abnehmen werden. Mit anderen Worten: Die Frage, ob wir dem dauerhaften Weltfrieden heute näher sind als zu Zeiten des Ost-West-Konflikts bleibt unbeantwortet – und kann im Lichte der obigen Ausführungen über Zukunftsprognosen auch nicht eindeutig beantwortet werden. Die Kriege der Zukunft sind nach Einschätzung der Autoren Folge der sich aus Bevölkerungswachstum, Klimawandel und zunehmenden sozial-ökonomischen Asymmetrien ergebenden Konflikte und stehen damit im Kontext des „Überlebensdilemmas“ (Brauch). Oder sie treten als Folge von Globalisierung und Staatszerfall in Form von Terrorismus und Bürgerkriegen auf. Insgesamt werden vor allem innergesellschaftliche Probleme als zukünftige Kriegsursachen angesehen. Gleichwohl werden auch zwischenstaatliche Kriege für die Zukunft nicht ausgeschlossen, wobei diese zumeist auf regionaler Ebene angesiedelt werden. Jahn hält gemeinsam mit Gantzel explizit sogar einen Dritten Weltkrieg weiterhin prinzipiell für möglich. Es gibt aber auch Autoren, wie Konrad Tempel, die bis zum Jahr 2041 die Entstehung einer neuen „Kultur des Friedens“ für realisierbar halten.

Die Auswirkungen der neu entstehenden technischen Optionen auf die zukünftigen Chancen von Krieg und Frieden sind nur schwer einzuschätzen, da künftige Angriffe auf Gesellschaften nicht mehr mit militärischen Mitteln erfolgen müssen. Einerseits steigt dadurch, wie bereits erwähnt, die Verwundbarkeit der modernen Gesellschaften, andererseits ermöglichen sie ein effizienteres Versorgungsmanagement, das die Wahrscheinlichkeit von Kriegen um Ressourcen verringert. Wesentlich umstrittener ist die Frage nach dem Anteil der ideologischen, religiösen und kulturellen Differenzen an den Konflikten der Zukunft. Während Wilfried Röhrich diesen Differenzen eine entscheidende Bedeutung zuschreibt, begreift sie Paulus Engelhardt am Beispiel Jerusalems vorsichtig lediglich als Konfliktfolie und verweist vor allem auf ihre Instrumentalisierung durch verschiedene Konfliktparteien.

Als besonderes Risiko sehen einige Autoren, daß infolge der Zunahme der innergesellschaftlichen Gewalt sich stabile Reproduktionssysteme von Kriegen entwickeln, so daß in manchen Regionen ganze Generationen nichts anderes als Kriegs-

zustände kennen lernen. Peter Lock fordert daher, daß sich die Friedensforschung verstärkt der Analyse der „Ökonomien des Krieges“ zuwenden müsse. Während er gemeinsam mit Röhrich die zukünftigen Konfliktlinien vor allem zwischen Nord und Süd sowie ansatzweise noch zwischen Ost und West verlaufen sieht, betont Erhard Forndran gemeinsam mit Eva Senghaas-Knobloch hingegen auch die Zunahme der innergesellschaftlichen Konflikte innerhalb des Westens. Die zentrale Ursache sieht er hierbei im Legitimationsschwund der politischen Systeme, da Demokratie in den westlichen Systemen nach der Ablösung des fordistischen Kapitalismusmodells immer mehr zur Zuschauerdemokratie zu verkommen drohe. Gesellschaftskritik bleibt damit weiterhin ein integraler Bestandteil von Friedens- und Konfliktforschung.

Friedensstrategien der Zukunft

Von der Bedeutung interkultureller Faktoren für zukünftige Konflikte hängen unmittelbar die Erfolgchancen möglicher Friedensstrategien ab. In besonderem Maße gilt dies für Strategien der Demokratisierung, die hierunter die Ausdehnung des westlichen Demokratiemodells in anderen Regionen der Welt verstehen. Die These vom demokratischen Frieden und ihre Implikationen für Friedensstrategien dürfte heute die zugleich populärste und am heftigsten diskutierte These innerhalb der Friedens- und Konfliktforschung darstellen. Obwohl zumindest die These vom Frieden zwischen demokratischen Systemen – im Unterschied zum Verhalten von Demokratien gegenüber Nicht-Demokratien – weithin unumstritten ist, gehen die Ansichten der Forscher über die zukünftige Relevanz dieser These angesichts der schwindenden Bedeutung von Staatlichkeit und den angesprochenen Legitimationsproblemen weit auseinander, selbst wenn es gelingen sollte, den Demokratiebegriff in anderen Regionen vom westlichen Hegemonieverdacht zu befreien (vgl. Sahn/Sapper/ Weichsel: 411 ff.).

Die Erfolgsaussichten von Friedensstrategien werden wesentlich durch die Stärke vorhandener Friedensakteure bestimmt. Hier sind die in diesem Band versammelten Autoren verhalten optimistisch. So vertritt Forndran die These, daß „in Zukunft mehrheitlich eine von den Gesellschaften getragene Forderung nach Erhaltung des Friedens politikwirksam sein wird und eine Herausforderung für jede Politik darstellen wird“ (Forndran: 388). Insbesondere der wachsende Einfluß von nicht-staatlichen Akteure auf die Politikgestaltung erschwere es den Regierenden, eine kriegerische Politik zu betreiben. Dieser Gestaltungsspielraum vermag zudem durch die Kooperation von Friedenakteuren mit anderen sozialen Bewegungen beispielsweise in dem gemeinsamen Widerstand gegen die negativen Folgen der Globalisierung wachsen.

Angesichts der neuen Friedensbedrohungen, beispielsweise in Gestalt des transnationalen Terrorismus, stellt sich jedoch die alte Frage, ob gewaltsame Mittel zur Durchsetzung von Frieden legitim und erfolgversprechend sind. Allerdings folgen die meisten in diesem Band versammelten Autoren nicht der Forderung Tetzlaffs, daß die Friedens- und Konfliktforschung „ein Bekenntnis zur Berechtigung von ‚humanitären Interventionen‘ als letztes politisches Mittel zur Abwehr von Aggression und zur Wiederherstellung von Frieden“ (Tetzlaff: 250) formulieren

solle. Freilich argumentiert Steinweg auf den ersten Blick in dieselbe Richtung, da auch er davon ausgeht, daß für Konflikte, wie im Kosovo, oder die Bekämpfung des transnationalen Terrorismus Alternativen zu militärischen Lösungen derzeit nicht in Sicht bzw. der Öffentlichkeit nicht plausibel sind. Gleichzeitig stimmt er jedoch auch der Argumentation Tempels zu, der darlegt, daß die Konflikte der Gegenwart und Zukunft nicht mehr mit Waffengewalt zu lösen sind.

Einen Ausweg aus diesem neuen Dilemma von Friedensforschung und Friedensbewegung sieht Steinweg nur in der frühzeitigen Verhinderung kriegerischer Konflikte, die eine Anwendung militärischer „Lösungen“ praktisch unausweichlich machen. Mit anderen Worten: „Die Chance der Friedensbewegung liegt vorher“ (Steinweg: 198). Konkret schlägt Steinweg einen von NGOs besetzten Interventionsrat der UNO vor, ohne dessen vorherige Empfehlung der Sicherheitsrat keine Intervention beschließen darf. Zudem muß gewährleistet sein, daß zivile Maßnahmen im Konfliktfälle schnell verfügbar sind. Auch Senghaas-Knobloch und Tempel sprechen der Kooperation von nicht-staatlichen und staatlichen Organisationen auf nationalstaatlicher und internationaler Ebene zur Konfliktprävention und Konfliktregulierung große Chancen zu. Im Unterschied zu Steinweg, dessen Vorschlag auch die gelegentliche Akzeptanz einer militärischen Intervention durch NGOs impliziert, sieht Tempel jedoch die Gefahr einer Vereinnahmung der NGOs durch staatliche Strukturen, indem die zivile Konfliktbearbeitung lediglich zu einem Anhängsel des militärisch ausgerichteten Ansatzes des reaktiven Krisenmanagement wird. Zivile Konfliktbearbeitung müsse sich daher gleichzeitig stets auch für die Demilitarisierung von Politik einsetzen.

Was bleibt vom Ost-West-Konflikt?

Die in diesem Band versammelten Beiträge machen deutlich, daß sich parallel zur veränderten Problemlage auch die Forschungsagenda der Friedens- und Konfliktforschung seit dem Ende des Ost-West-Konflikts spürbar gewandelt hat: Die bisherige Dominanz der Rüstungskontrollforschung ist durch die Auseinandersetzung mit verschiedenen Konzepten von Konfliktprävention und -intervention abgelöst. Die Kriegsursachenforschung wurde erheblich erweitert. Neue friedenspolitische wie kriegstreibende Akteure, die als Folge der fortschreitenden Globalisierungsprozesse entstehen, gerieten ins Blickfeld der Forschung. Können Erkenntnisse und Strategien aus der Zeit der Blockkonfrontation überhaupt noch eine Rolle für die Bearbeitung der gegenwärtigen und zukünftigen Konflikte spielen? Oder trifft die Vermutung Forndrans zu, „daß die Globalisierungsprozesse die politische Wirklichkeit so grundlegend verändern, daß Erfahrungen aus der Zeit vor dem Umbruch nicht mehr hilfreich sind, um Prognosen zu erstellen“ (Forndran: 385). Genau dies versucht Heinz Gärtner am Beispiel der Militärbündnisse, die er für ein nicht mehr zeitgemäßes Instrument für Frieden und Sicherheit hält, zu zeigen. Hingegen warnt Hans Günter Brauch die Friedens- und Konfliktforschung davor, sich zu schnell von den Forschungsthemen aus der Zeit des Ost-West-Konflikts zu verabschieden, da beispielsweise die Bereitschaft zur Abrüstung seit Mitte der 1990er Jahre erheblich nachgelassen habe. Die im Ost-West-Konflikt wirksame Handlungslogik des Sicher-

heitsdilemmas dominiere weiterhin das Handeln der westlichen Regierungen und insbesondere der USA.

Auch für die erfolgreiche Gestaltung der angestrebten verstärkten Kooperation von staatlichen und nicht-staatlichen Akteuren im Interesse des Friedens kann eine eingehendere Analyse des konstatierten ungewollten Zusammenspiels dieser Akteure während des Ost-West-Konflikts hilfreich sein. Und die kontroverse Debatte in Politik, Gesellschaft und Friedens- und Konfliktforschung über die Legitimität und Zweckmäßigkeit „humanitärer Interventionen“ verweist darauf, daß die Friedens- und Konfliktforschung auch weiterhin in der Lage sein muß, mit Dilemmata und Antinomien umzugehen, wie sie dies in ihrer weitgehend ohnmächtigen Kritik der Abschreckungslogik bereits während des Ost-West-Konflikts erfahren mußte. Zudem stellt sich im Umgang mit dem neuen Terrorismus auch innerhalb der Friedens- und Konfliktforschung in veränderter Form die Frage des Gegensatzes von Abschreckungsbefürwortern und -gegnern neu. Lediglich die Trennlinien zwischen „Bellizisten“ und „Pazifisten“, „Falken“ und „Tauben“ verlaufen heute anders als früher. Zudem sind die praktischen Konsequenzen der Ablehnung und Befürwortung von Interventionen andere.

Ähnlich wie zu Zeiten des Ost-West-Konflikts lassen sich neben den Differenzen hinsichtlich der präferierten Friedensstrategien auch grundsätzliche Übereinstimmungen feststellen. Hierzu gehören beispielsweise die Aussprache für eine wachsende Kooperation zwischen staatlichen und nichtstaatlichen Akteuren sowie für eine auf internationale Kooperation zielende Weltinnenpolitik. Dahinter steht das Interesse an dem Erhalt bzw. der Wiederherstellung des Primats von Politik über den militärischen Eingriff, in dem Gantzel die andauernde Aktualität Clausewitz' sieht. Schließlich sind die meisten Autoren an einer verstärkten politischen Relevanz ihrer Forschungsarbeit interessiert. Allerdings warnt Wolf-Dieter Narr eindringlich davor, daß eine zu pragmatische Politikorientierung der Friedensforschung ebenfalls Chancen des Friedens verbauen könne. Auch hier hat Friedensforschung folglich einen Balanceakt zu leisten, um ihre während des Ost-West-Konflikts nicht zuletzt auch gegen die Friedensbewegung verteidigte kritische Unabhängigkeit und damit verbundene Offenheit für ein breites Akteurspektrum weiterhin bewahren zu können.

Der Generationenwechsel

Die in dem Sammelband aufgeworfenen Fragen machen deutlich, daß Friedens- und Konfliktforschung sicherlich nicht, wie von Jörg Calließ in seiner in das Jahr 2041 verlegten Ouvertüre befürchtet, ein Generationenphänomen sein wird, das mit dem Übergang seiner Gründer in den Ruhestand verschwindet. Doch obwohl die Ergebnisse ihrer bisherigen Arbeit für die weitere Friedens- und Konfliktforschung von Bedeutung sind, vermag eine Generation dennoch nicht, wie Moltmann betont, die Forschungsagenda für die nachfolgende Generation zu bestimmen. In diesem Sinne ist der vorliegende Band nicht nur als Bilanz, sondern auch insgesamt als Ouvertüre zur weiteren Diskussion über die in Wissenschaft und Politik im 21. Jahrhundert relevanten Fragen zur Zukunft von Krieg und Frieden zu lesen.

Die Herausgeber des vorliegenden Sammelbandes sind Egbert Jahn vor allem für die Idee zu diesem Projekt verpflichtet. Gemeinsam mit Hermann Düringer und Karin Weintz von der Evangelischen Akademie Arnoldshain hat er auch die Organisation und Durchführung der Konferenz übernommen, die als Vorbereitung für diesen Sammelband gedient hat. Die Herausgeber danken ebenso den Autoren für die zum Teil aufwendige Kooperation bei der redaktionellen Überarbeitung ihrer Texte, von denen diese hoffentlich nur profitiert haben. Gemeinsam hoffen sie darauf, daß dieses Buch tatsächlich als eine Diskussionsgrundlage für die zukünftige Orientierung der Friedens- und Konfliktforschung dienen mag. Last not least gilt der besondere Dank der Herausgeber Hagen Ettner, Florian Strasser und Bastian Veigel für die Unterstützung bei den redaktionellen Arbeiten und die Erstellung des Layouts.

Literatur

- Crevelde, Martin van (1998): Die Zukunft des Krieges. München
Galtung, Johan (1969): Violence, Peace, and Peace Research. In: *Journal of Peace Research* 6: 167-191
Heidtmann, Horst (1983): Krieg und Frieden in der Science-fiction. In: Heidtmann, Horst (Hg.): *Der letzte Frieden. Science-fiction-Geschichten gegen den Krieg*. Baden-Baden: 193-199
Koppe, Karlheinz (1999): Geschichte der Friedens- und Konfliktforschung. In: Imbusch, Peter/ Zoll, Ralf (Hg.): *Friedens- und Konfliktforschung*. Opladen: 23-71
Lem, Stanislaw (1986): *Friede auf Erden*. Frankfurt
Kaldor, Mary (2000): *Neue und alte Kriege. Organisierte Gewalt im Zeitalter der Globalisierung*. Frankfurt
Keegan, John (1995): *Die Kultur des Krieges*. Berlin
Münkler, Herfried (2002): *Die neuen Kriege*. Reinbek
Senghaas, Dieter (1968): *Abschreckung und Frieden*. Frankfurt

Ein Blick ins Jahr 2041 – oder: Doch nur ein Alptraum? Eine anstößige Ouvertüre

Jörg Calließ

Sie fragen mich nach der Zukunft? Bedauere, da sind Sie leider an der falschen Adresse! Ich bin Historiker. Mitreden kann ich eigentlich nur, wenn es um Vergangene und Vergangenes geht. Und eines habe ich gelernt als Historiker: Wer glaubt, er könnte nach dem Studium dessen, was war und ist, auch schon etwas darüber sagen, wie es wohl wird, der übernimmt sich. Gab es nicht schon in der grauen Vorzeit eine Arbeitsteilung zwischen den Nornen, die den Schicksalsfaden der Menschen und Götter spannen und von denen nur eine – Skuld – in die Zukunft zu schauen vermochte? Ihren Horizont habe ich nicht. Ich bin schon froh, wenn ich wenigstens – wie Urd – „das Gewordene“ einigermaßen klar wahrnehme und verstehe und im „Seienden“ – wie Verdandi – nicht ständig die Orientierung verliere.

Apropos: Orientierung verlieren. Da habe ich neulich spät am Abend etwas erlebt, das Sie vielleicht interessieren könnte. Ich saß an meinem Computer und arbeitete an einem Text, mit dem ich in unserer nächsten Planungssitzung eine noch nicht recht zu Ende gedachte Idee vorstellen wollte. Irgendwie sollte es um Frieden und Entwicklung und Nachhaltigkeit gehen. Aber schon das Formulieren der Ausgangslage und der Probleme, deren Bearbeitung beabsichtigt war, fiel mir schrecklich schwer. Ich schrieb, stellte um, löschte, fügte ein, verschob, schrieb neu, entfernte wieder. Plötzlich mochte das mein Computer wohl nicht länger mitmachen. Er streikte. Ich konnte anstellen, was ich wollte, nichts ließ sich mehr bewegen. Die brave Maschine hatte – wie unser EDV-Manager das so nett zu nennen pflegte – „sich aufgehängt“. In der eigentümlichen Mischung aus Hilflosigkeit, Verzweiflung und Wut, die jeder Benutzer von Microsoft nur allzu gut kennt, drückte ich erst wahllos einzelne Tasten, dann die abstrusesten Tastenkombinationen und schließlich ganze Tasten-Cluster. Mit einem Male flackerte und blitzte es in dem Monitor. Auf meinem Bildschirm – erst nur ganz blaß, dann immer klarer erkennbar – erschien das vertraute Bild des Sitzungszimmers, in dem die Studienleitung unserer Akademie zu tagen pflegt. Rund um den Tisch saßen Personen, die ich nicht kannte und die mir eigentümlich fremd vorkamen. Ich vermag nicht einmal zu sagen, ob es Männer waren oder Frauen. Aber die meisten schienen mir jung zu sein. Kaum älter als 30 Jahre. Nur einer war vielleicht etwas älter. Gekleidet waren sie durchweg ziemlich ungewöhnlich (meine Kinder würden wohl sagen „total abgefahren“). Die an das Outfit von Playmobil-Männchen erinnernden Jacken standen in krassem Kontrast zu dem reichlich biederem Charme der Möbel in dem Raum. Den Polstern der Sessel sah man an, daß sie inzwischen wohl viel strapaziert worden waren. Unwillkürlich schaute ich auf die Datumsanzeige meines Computers: April 1, 2041, 11:42 AM. Offenbar war ich durch meinen Kampf gegen die Tücken der Bits und Bytes unversehens in einer anderen Zeit gelandet. Es sah ganz so aus, als ob da unsere Nachfolger zusammensaßen und über das Programm der Evangelischen Akademie Loccum berieten. Zwar gab es an den

Pin-Wänden keine Meta-Plan-Kärtchen; aber dafür hatte jeder so etwas wie einen Laptop vor sich auf dem Tisch stehen. Leider konnte ich beim besten Willen nicht erkennen, was auf deren Bildschirmen zu sehen war, dafür gelang es mir per Mausclick über die Soundkarte auch den Ton einzufangen.

„Ja“, sagte der offensichtlich jüngste der Kollegen, „das Programm für die ‚face-to-face-events‘ finde ich so ganz hip. Und die virtuellen conventions machen auch durchaus sense.“

Die anderen nickten, drückten Tasten ihrer Laptops und begutachteten wohlgefällig, was sie auf ihren Bildschirmen sahen. Nur einer, der etwas ältere Kollege schien noch weiter nachzudenken. „Ich finde“, begann er langsam und irgendwie unsicher, „wir sollten auch mal wieder was zum... zum Frieden machen.“

„Versteh’ ich nicht!“ fiel ihm der Kollege mit der gelben Jacke ins Wort, „wieso Frieden?“

„Nun ja, in früheren Jahren, also im vorigen Jahrhundert, war ja doch unsere Akademie so ein Forum, auf dem Grundfragen der Friedenstheorie und friedenspolitische Probleme diskutiert wurden.“

Der Kollege, der ganz hinten am Tisch saß, sekundierte: „Ich habe mal unsere alten Archivordner gesurft. Da bist Du echt thunderstruck, wenn Du siehst, wer damals hier alles ein und aus ging: Picht, Czempiel, Baudessin, Weizsäcker, Galtung, Senghaas, Lebow, Jahn, Wiesel, Brandt, Krippendorff, Birckenbach...“

„Nie gehört!“, fiel ihm der mit der gelben Jacke ins Wort. „Das sind doch alles faded names! Die kennt doch nur noch Ihr Historiker.“

„Außerdem“, mischte sich nun der Jüngste wieder ein, „haben wir doch Frieden. Damals lebten ja die Menschen noch ständig in Kriegsgefahr, und überhaupt gab es noch überall Kriege und so...! Aber seit sie die vielen Bürgerkriegsrepubliken auf dem Balkan in die Vereinigten Staaten von Europa aufgenommen haben und vor allem natürlich die Russen, den Kaukasus und das alles, ist doch das Problem gelöst. Ich weiß wirklich nicht, warum man da ’ne debate über Frieden hitchen sollte.“

„Na, nun mal langsam: Immerhin gibt es rund um uns herum noch reichlich Konflikte und Kriege“, warf einer ein, der mir bisher noch gar nicht aufgefallen war, obwohl er eine merkwürdig fluoreszierende Jacke trug. „Schau doch mal nach Zentralasien, nach Indien und Afrika oder erst nach Indonesien oder wie das da hinten alles heißt. Da geht es doch noch richtig rund.“

„Ja und was geht das uns an?“ fragte der Kollege mit der gelben Jacke. „Solange das alles nicht zu uns overspilled, kann uns das doch egal sein.“

„Das sehe ich nicht so!“ meldete sich der etwas ältere Kollege wieder zu Wort. „Ich denke schon, daß all das, was uns wichtig ist – also Freiheit, Menschenwürde, Recht, Demokratie usw. – eigentlich überall gelten sollte. Also auch in der trouble world. Dafür würde ich schon eintreten wollen.“

„Ich verstehe das gut!“, sagte der mit der fluoreszierenden Jacke. „Aber ich fürchte, daß es nichts bringt. Mal herrschen dort Autokraten, dann gibt es wieder mal Demokratie-Experimente – aber irgendwie endet es doch immer wieder in Bürgerkriegen und Chaos. Da es praktisch keine Perspektive auf eine Stabilisierung der ökonomischen Verhältnisse da draußen gibt, hat doch die Hoffnung auf Frieden überhaupt keine Chance. Und ich fände es deshalb wirklich zynisch, eine solche Hoffnung irgendwie zu nähren.“

Der Historiker nickte ernst: „Ich fürchte: Du hast recht. Genau das war ja doch das Problem rund um die letzte Jahrhundertwende. Da hat man sich die Verantwortung für alles – noch für die verworrensten Konflikte im letzten Winkel der Welt aufgeladen. Gerade auch hier im Haus wurde wieder und wieder darüber diskutiert, wie gewaltsame Konflikte verhindert werden könnten und was dort getan werden sollte, wo Gewalt und Krieg, Vertreibungen, Massaker und Genozide zum Alltag gehörten. Und da hat man dann die tollsten Ideen entwickelt, daß halt überall die Menschenrechte anerkannt werden sollten und daß überall Demokratie eingeführt werden müßte und daß überall Entwicklung und Wohlstand...“

„Ja, das waren diese universalistischen Obsessionen unverbesserlicher Moralisten“, warf der mit der gelben Jacke ein.

„Das Schlimmste daran war“, fuhr der Historiker fort, „daß man sich – gewiß in bester Absicht – wieder und wieder in dieses Chaos einmischte. Und dann hat man sich hineinziehen lassen, so daß man schließlich irgendwie mitgemacht hat bei all diesen Kämpfen. Erst war das alles immer auf die Beendigung von Gewalt und die Durchsetzung von Ordnung und Recht gerichtet. Aber dann gab es immer öfter Strafaktionen gegen ‚Uneinsichtige‘ oder ‚Schurken‘, man hat bombardiert und war immer öfter sogar an ethnischen Säuberungen und Vertreibungen, Terroranschlägen und Massakern beteiligt.“ Er drückte Tasten auf seinem Laptop – offensichtlich wollte er seine Feststellungen noch mit Beispielen belegen.

Ehe er sie zur Sprache bringen konnte, fragte der jüngste Kollege: „Ja, hat das nicht alles wahnsinnig viel gekostet?“

„Genau!“ antwortete der Kollege mit der gelben Jacke. „Und das Geld hat ja dann auch hier an allen Ecken und Enden gefehlt.“

Während der Historiker noch immer in den Archivordnern herumsuchte und fast tonlos Namen von Ländern und Regionen vor sich hin murmelte, begann ein Kollege zu sprechen, der bisher die ganze Diskussion schweigend verfolgt hatte: „Die moralischen Kosten, denke ich, waren das viel größere Problem. Wir sind mitschuldig geworden. Auf Dauer ließ sich das einfach nicht durchhalten! Wenn man mit den Interventionen wenigstens was bewirkt hätte, die guten Absichten irgendwie erfolgreich umgesetzt worden wären, wenn dort in der trouble world hinterher bessere Lebensbedingungen für die Menschen...“, er atmete tief durch, „...aber genau das ist ja nicht gelungen! Und deshalb tat man sich ja auch immer schwerer mit der eigenen Rolle und den eigenen Verstrickungen.“

„Es gab ja sogar viele, die meinten, daß das Propagieren universeller Werte und das Insistieren auf ganz bestimmten Ordnungsvorstellungen geradezu Konflikte provoziert oder zumindest verschärft habe“, ergänzte einer, den ich auf dem Bildschirm gar nicht sehen konnte.

Der Kollege mit der fluoreszierenden Jacke nahm den Faden auf: „Genau! Und so war es denn nur konsequent, daß man sich damals nach dem vierten oder fünften chinesischen Krieg ganz aus den ferneren Regionen zurückzog und endlich mit Nachdruck die Arrondierung und den Ausbau der USE – damals hieß das, glaube ich, noch EU – betrieb.“

„Seither geht es uns ja auch richtig splendid!“ freute sich der Jüngste. „Wir haben unseren Frieden, und mit dem Durcheinander in der trouble world haben wir nichts zu tun!“

„Na ja, wir müssen schon aufpassen, daß nicht irgendwo zu große Machtkonzentrationen entstehen oder einzelne Warlords zu stark werden. Immerhin gab es ja mal eine Zeit, in der deren Terrorkommandos hier bei uns Unheil stiften konnten. Das haben wir jetzt aber doch sicher im Griff, denke ich.“

„Natürlich“, höhnte der ältere Kollege, „wir riegeln unsere Grenzen hermetisch ab und setzen unsere ganze Kraft daran, das Land nach den Vorstellungen unserer Werbefilmer zu formen! Und vor dem Greuel und Leid rundherum verschließen wir einfach die Augen.“

Das brachte nun wieder den Kollegen mit der fluoreszierenden Jacke auf: „Jetzt bist Du aber ungerecht. Immerhin laufen beim Brüsseler ‚Ministerium für Rohstoffversorgung und humanitäre Hilfe‘ einige Programme gegen Hunger und Seuchen und all so was. Sogar in verschiedenen Regionen, in denen es überhaupt keine Rohstoffe gibt, wo wir also beim besten Willen keine Interessen haben und deshalb auch gar nichts tun müßten, werden immer wieder ganze Container mit Getreide und Medikamenten und Altkleidern abgeworfen.“

„Natürlich: humanitarian jettison!“ Den Kollegen, der gerade schon die moralischen Kosten angesprochen hatte, hielt es kaum auf seinem Stuhl. „Das ist doch kein Programm der Hilfe für die Geschundenen und Leidenden da in China oder in Indien, im Kongo oder was weiß ich wo. Das ist ein Programm der Hilfe für uns! Es geht um die Entlastung unseres Gewissens. Und genau darum geht es ja auch in der ganzen Vergangenheitsbewältigungsindustrie, die wir inzwischen aufgebaut haben. Wir können all das Unrecht und all den Greuel, die wir getan oder bei denen wir tatenlos zugehört haben, einfach nicht vergessen. Und deshalb ist unsre ganze Erinnerungskultur nur noch mit Benachteiligungen und Verfolgungen, Massakern, Kriegen, Vertreibungen und Völkermorden befaßt. Geschichte wird da mit einer geradezu unheimlichen Konsequenz moralisch dienstbar gemacht, aber man kann wirklich nicht sagen, daß mehr dabei herauskommt als fruchtlose Bewältigungsrituale. Ich halte das alles für Pilatus-Kitsch.“

„Nun sind wir aber ziemlich weit abgesailed von unserem Thema“, mahnte der Jüngste. „Nein“, unterbrach ihn der ältere Kollege, „das eine hängt doch mit dem anderen zusammen.“

Als ich sah, daß sich der Gelbe wieder einmischen wollte, konnte ich mich nicht mehr zurückhalten. Ich entschloß mich, endlich dazwischenzufunken. Auf den Mausclick hin passierte gar nichts. Ich drückte „Enter“, dann „Strg + Enter“ und schließlich noch weitere Kombinationen. Das Laufwerk des PC ächzte besorgniserregend. Auf dem Monitor erschienen in rasendem Wechsel die verschiedensten Bilder und Zeichen. Es blitzte und dann war es auf einmal gänzlich dunkel. Ich starrte fassungslos auf den schwarzen Bildschirm. Von draußen hörte ich die Kirchturmuh des Klosters schlagen. Wie in Trance drückte ich noch mal die linke Maustaste. In der Mitte des Bildschirms erschien das bekannte kleine Fenster „Wollen Sie die Datei ‚Programmplanung 01/41.tran‘ wirklich schließen?“ Ich weiß nicht mehr, was ich da angeklickt habe. Auf jeden Fall wurden alle Programme – wie üblich sehr geräuschvoll – heruntergefahren, und ich mußte nur noch den PC ausstellen.

Als ich wenig später durch den stockfinsternen Klosterwald nach Hause radelte, sah ich mit einem mal ganz klar, wie ich das Projekt zuschneiden mußte, das ich in der nächsten Programmsitzung vorstellen wollte. Aber das wird Sie jetzt vielleicht gar nicht weiter interessieren. Davon hören Sie dann ganz sicher ein andermal mehr.

Friedensbegriff

Der unerhörte Clausewitz.

Eine notwendige Polemik wider die gefährliche Tendenz zur Mystifizierung des Krieges*

Klaus Jürgen Gantzel

Seit dem Ende des Ost-West-Konflikts, also seit rund zehn Jahren, beobachte ich eine Tendenz, die mir Sorge bereitet. Von mehreren Argumentationslinien in der Literatur her wird Krieg wieder hoffähig gemacht, zum Beispiel durch Autoren wie Keegan und van Creveld (Keegan 1995; Creveld 1998).¹ Gemeint ist nicht die aktuelle politische und wissenschaftliche Debatte, ob überhaupt und unter welchen Bedingungen gewaltsame Intervention von UNO oder NATO in kriegerische Auseinandersetzungen und in massive Menschenrechtsverletzungen am Rande Europas oder in der sogenannten Dritten Welt zulässig und geboten sei. Um diese Frage geht es mir an dieser Stelle nicht. Es geht mir hier um die Frage, ob und inwieweit die Analyse von Kriegshandeln noch universell-rationalen Kategorien zugänglich ist, so daß der Analyse friedenspolitische Relevanz zukommt. Um die Beantwortung der Frage im Rahmen dieses Aufsatzes praktizieren zu können, grenze ich sie auf die Frage ein: Wie wird mit Clausewitz umgegangen – dem weithin bekannten, aber oft nicht begriffenen *rationalen* Theoretiker des Krieges?²

Ich will mich mit zwei grundlegenden Vorwürfen gegen die Clausewitzsche Theorie auseinandersetzen: (1) Clausewitz' Theorie taue nicht mehr für das Atomzeitalter. (2) Clausewitz' Theorie taue nicht mehr für die gegenwärtig und wohl auch auf absehbare Zeit hin vorherrschende Kriegsform, d. h. für innerstaatliche Kriege. Zum ersten Vorwurf nehme ich mir Keegan, zum zweiten van Creveld vor.

* Manuskript abgeschlossen im Juli 2001.

1 Ein interessanter Nebenaspekt, auch hinsichtlich der Politik der Verlage: Beide Bücher erschienen – auch im Original – nach der sogenannten Wende, ebenso wie Huntingtons berüchtigter „Kampf der Zivilisationen“ (Huntington 1996). Ich ordne auch den deutschen Soziologen Hondrich (1992) diesem Trend zu, habe meine Kritik aber schon an anderer Stelle geäußert (Gantzel 1992) und werde mich hier nicht wiederholen.

Kritische Nebenaspekte zu den Autoren und ihren Veröffentlichungen verbanne ich in den Fußnotenapparat, der deshalb umfangreicher ist als sonst in meinen Veröffentlichungen. Im übrigen bitte ich die Leserschaft um Verständnis dafür, daß meine Polemik stellenweise in einen aggressiv-satirischen Ton gegenüber den Kritisierten verfällt, aber es gibt unter dem Mantel der Wissenschaftlichkeit manchmal Produkte, gegen die ich mich nur mit Bissigkeit oder Gelächter wehren kann.

2 Carl von Clausewitz' Werk mußte ein ähnliches Schicksal erfahren wie das etlicher anderer großer Geister, die in gesellschaftlichen Umbruchsituationen klare und nüchterne Analysen lieferten. Als erster fällt mir hierzu Niccolò Machiavelli ein. Der Pros und Contras im Laufe der Jahrhunderte bis in unsere Tage sind viele. Die meisten, in der einen wie der anderen Richtung, beruhten auf unvollständiger, ungenauer oder undifferenzierter Rezeption, bedingt durch spezielle Interessenpositionen, Ideologien, Weltbilder und Methodologien – oder schlicht auf ungenauer Lektüre des jeweiligen Werks durch die Rezipienten. Thomas Hobbes, Jean-Jacques Rousseau, Karl Marx erlitten und erleiden ein ähnliches Schicksal.

Beide Vorwürfe sind meines Erachtens nicht nur nicht haltbar, sondern ebnet eine gefährliche Kriegslegitimation, zumindest der Resignation den Weg, der Kapitulation vor den friedenspolitischen Problemen.³

1 Clausewitz und der Atomkrieg

Wer kennt nicht Carl von Clausewitz' Definition des Krieges als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln!⁴ Angesichts der möglichen Ausmaße eines Atomkrieges verbreitete sich die Ansicht, daß Clausewitz' Definition ihre Gültigkeit verloren habe. Zum Beispiel schrieb der bekannte Friedensforscher Ernst-Otto Czempiel:

„Als politisches Instrument jedenfalls hat der Krieg ausgedient, zumindest im Einzugsbereich des Ost-West-Konflikts. Gewaltverzicht und Friede sind zur politischen Norm geworden, die kein politisches Ziel, das der Verteidigung ausgenommen,⁵ auszusetzen vermag. Zu Clausewitz, für den der Krieg noch ein Mittel der Politik war, führt kein Weg zurück (Czempiel 1986: 13; entsprechend Keegan 1995: 553).“

In dieser Kritik werden zwei Aspekte vermengt, die beide in Clausewitz' Theorie vorhanden sind, jedoch auseinander gehalten werden müssen: der empirisch-analytische und der normative Aspekt.⁶

In empirisch-analytischer Hinsicht ist es nun gerade Clausewitz, der Czempiels Argument stützt! Um dies zu erkennen, darf man die genannte Definition jedoch nicht aus ihrem methodisch-argumentativen Zusammenhang reißen, wie es leider gemeinhin geschieht. Ihr geht nämlich eine andere Definition voraus: „Der Krieg ist also ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen

3 Mit Theorie meine ich hier nur die grundlegenden Ausführungen von Clausewitz im 1. Buch seines Werkes „Vom Kriege“, überschrieben „Über die Natur des Krieges“. Es macht den kürzesten Teil des Werkes aus (17-81). Was Clausewitz im 2. Buch mit „Über die Theorie des Krieges“ übertitelt (82-147), hat methodologisch-praxeologische Bedeutung. Die Bücher 3 bis 7 (148-639) behandeln die Details der strategischen und taktischen Militär- und Kriegspraxis, die für meine Argumentation nicht relevant sind. Im 8. und letzten Buch (640-718) verbindet Clausewitz die „Theorie“ (in meinem Verständnis) und die praktischen Aspekte resümierend zu den Kriterien, die ein rationaler „Kriegsplan“ erfordere.

4 Von der hier genannten üblichen Kurzformel der Definition weichen die originalen Aussagen von Clausewitz etwas ab (vgl. Clausewitz 1832-1834: 34 [1. Buch, Kap. 1, Ziff. 24] oder 674 [8. Buch, Kap. 6 B, 3. Abs.]). Die Kurzformel trifft jedoch den Kern der Aussagen und genügt für meine Argumentation.

5 Diese Ausnahme leuchtet gar nicht ein und ist hier widersprüchlich. Sich mit Waffengewalt verteidigen, ist nicht weniger kriegerisch als das Angreifen, und gerade Clausewitz legt auf ein kluges Verteidigen den größten Wert, zumal er es für erfolgreicher als das Angreifen hält. Außerdem wäre zu bedenken, daß es ja auch Konzepte gewaltfreier Verteidigung gibt.

6 Der gleiche Fehler unterläuft dem Clausewitz-Kritiker Keegan (1995: 25), auf den ich noch eingehen werde, sowie Reemtsma 1998. Letzterer schreibt (ebd.: 301): „Clausewitz' Festhalten an der philosophischen Figur eines absoluten Krieges als dem wahren gegenüber dem bloß wirklichen, der ein Instrument der Politik sei, wirkt wie die im akademischen Rasonnement verkapselte Einsicht, daß die Gefahr der Umkehrung der Instrumentalisierung niemals zu bannen ist. (...) Wo die Idee der Vernichtung einmal die Politik und die Köpfe beherrscht, ist es schwierig, sozusagen unterhalb ihrer Standards zu operieren.“ Diese Interpretation ist eine in subtile Wortwahl verkapselte Unterstellung, indem sie die Vernichtungsstrategien der beiden Weltkriege sozusagen dem Clausewitz in die Schuhe schiebt, so als würde der Bote für die Botschaft zur Verantwortung gezogen.

(Clausewitz 1832-1834: 17 [1. Buch, Kap. 1, Ziff. 2]).⁷ Um Krieg begrifflich fassen zu können, bedient Clausewitz sich der idealtypologischen Methode, wie sie viel später Max Weber präzisierte und in großem Umfang für seine Gesellschaftsanalysen verwendete (vgl. Weber 1921/ 1922: 14f.). Clausewitz entkleidet das Phänomen Krieg von all seinen äußerlichen Erscheinungsformen und Begleitumständen, um – in Analogie zur Chemie – zu dessen „Element“ vorzudringen, von dem keinesfalls noch etwas abstrahiert werden kann, wenn der Gegenstand sich nicht verflüchtigen soll. Deshalb stellt Clausewitz den Krieg gleichsam als Duell vor:

„Der Krieg ist nichts als ein erweiterter Zweikampf. Wollen wir uns die Unzahl der einzelnen Zweikämpfe, aus denen er besteht, als Einheit denken (...).⁸ Jeder sucht den anderen durch physische Gewalt zur Erfüllung seines Willens zu zwingen; sein *nächster* Zweck ist, den Gegner *niederzuwerfen* und dadurch zu jedem ferneren Widerstand unfähig zu machen (Clausewitz 1832-1834: 17 [1. Buch, Kap. 1, Ziff. 2]).“

Diese elementare Bestimmung des Kriegsbegriffs impliziert innerhalb der Dimension von Zeit notwendig eine Eskalationsdynamik. Infolge des Ziels jeder Seite, den Gegner niederzuwerfen, spannen ihre beide Seiten ihre Gewaltbereitschaft aufs äußerste an. Bedingt durch feindselige Gefühle, in erster Linie aber durch feindselige Interessen, tendieren beide Seiten zur äußersten Anwendung der Gewalt, weil letztlich der Gegner vernichtet werden muß, um ihn endgültig niederzuwerfen. Für diese Gewaltanwendung gibt es – dem Begriffe nach – keine Grenzen. Jede Seite gibt der anderen ihr Gesetz des Gewalthandelns. Clausewitz nennt diese Eskalationsdimension die „erste Wechselwirkung“ und das „erste Äußerste“ (ebd.: 18f. [Ziff. 3]), d. h. äußerste Gewaltbereitschaft.

Aus dem Ziel, „den Feind *wehrlos* zu machen“, d. h. „ihn in eine Lage zu versetzen, die nachteiliger ist als das Opfer“, das von ihm gefordert wird, folgt die zweite Wechselwirkung: Entwaffnen bzw. Niederwerfen des Feindes müsse immer das Ziel des kriegerischen Aktes sein. „Solange ich den Gegner nicht niedergeworfen habe, muß ich fürchten, daß er mich niederwirft, ich bin also nicht mehr Herr meiner (Handlungen), sondern er gibt mir das Gesetz, wie ich es ihm gebe (ebd.: 19f. [Ziff. 4], in Klammern ein in der 2. Auflage (1853) hinzugefügtes Wort).“

Die dritte Wechselwirkung oder das dritte Äußerste beruhe auf der äußersten Anstrengung der Kräfte, die ein Produkt seien aus der „Größe der vorhandenen Mittel“ und der „Stärke der Willenskraft“ (ebd.: 20f. [Ziff. 5]).

7 Um ein Mißverständnis gar nicht erst aufkommen zu lassen: Das Wort „unseres“ ist zwar nicht präzise, aber im Kontext des Modells, das Clausewitz hier entwickelt, eine pragmatische sprachliche Vereinfachung. Eine modellgemäße Formulierung würde unpraktischer, etwa so: Krieg ist ein Akt der Gewalt, in der jede Seite das Ziel verfolgt, der jeweils anderen Seite den eigenen Willen aufzuzwingen.

8 Diese Denkfigur ist der Anschauung von Schlachten und Gefechten seit der Antike verhaftet, aber auch noch zu Clausewitz' Zeiten sehr realistisch (wie es z. B. in den filmischen Verarbeitungen von Tolstoj's „Krieg und Frieden“ dargestellt ist). Auf heutige Kämpfe mittels weitreichender Artillerie, Bombardierungen aus der Luft oder Raketenbeschießungen, geschweige denn auf ein Atomkriegsszenario, paßt das Bild nicht auf den ersten Blick; denn hier sind die „Kämpfer“ wegen der großen Distanzen von ihren Zielopfern entfremdet und haben die „Zielobjekte“ – zunehmend auch unbewaffnete Zivilisten – wenig Chancen, sich zu wehren. Das Muster des Duells behält jedoch seine Gültigkeit, wenn man sich von den einzelnen Kämpfern löst und die Kriegsparteien mit ihren gegensätzlichen Zielen einander gegenüberstellt. Außerdem stellen sich im Partisanen- und Guerillakrieg viele höchst reale Duellsituationen zwischen einzelnen Kämpfern her.

Wie immer man – ausgehend vom „Element“ – die Eskalationsdimensionen systematisieren oder bloß rubrizieren mag: Die Anspannung zum Äußersten in jeglicher Hinsicht führt in letzter Konsequenz zur gegenseitigen Vernichtung, wie wenn zum selben Zeitpunkt die Duellanten ihre Pistolen abdrücken und den Gegner treffen. Clausewitz nannte diesen Idealtypus den „absoluten“ Krieg. Er ist jedoch nicht fern aller Realität.

Clausewitz sah hier die Entwicklung von Kriegspotentialen voraus, die zusammen mit neuer industrialisierter Technik durch die massenhafte Volksrekrutierung und ideologische Volksmobilisierung im Gefolge der Französischen Revolution freigesetzt worden waren, meiner Ansicht nach sozusagen als nationalistisches Kanonenfutter für das sich emanzipierende und ausbreitende kapitalistische Bürgertum. Clausewitz ahnte anscheinend, wohin eine solche Entwicklung am Ende führen mußte. Sie lag ja in der historischen Logik seines Kriegsbegriffs, wenn er ihn bezog auf die sozioökonomischen Umwälzungen seiner Zeit in Europa.

Der US-amerikanische Bürgerkrieg (1861-1865) sowie der Erste und der Zweite Weltkrieg, letztere oft als „totale“ Kriege bezeichnet, entsprachen noch einer Clausewitzschen Vorstellungswelt. Von den Massenvernichtungswaffen unserer Zeit konnte er allerdings keine Ahnung haben. In dieser realen Form, im Atomkrieg, spielen zwar Volk und selbst Militär und Politiker nur noch eine Opferrolle; er ist Sache relativ weniger Techniker. Aber der zu Zeiten des Ost-West-Konflikts wahrhaft drohende, auch heutzutage mögliche und in aller Zukunft seiner Möglichkeit und Machbarkeit nach nicht mehr aus dem Wissen der Menschheit zu löschende atomare Krieg hat die wechselseitige Vernichtung zu einer wirklichen Gefahr werden lassen – so wie sie in Clausewitz' Modell des „absoluten“ Krieges gleichsam prophetisch angelegt ist (so auch Creveld 1998: 30).

Ein Krieg, der zur wechselseitigen Vernichtung führt, ist jedoch zwecklos. Eine ungebremschte Gewalteskalation verdrängt jeglichen Zweck des Gewalthandelns im Sinne der Akteure. Sie dient keinem Interesse, sie ist sinnlos.⁹

Aufgrund der beobachteten Kriege, hauptsächlich der napoleonischen, konnte Clausewitz noch feststellen, daß der reale Krieg seiner Zeit vom sogenannten absoluten Krieg weit entfernt war, und er systematisierte in allgemeiner Form die Ursachen der Differenz. Einen Krieg in absoluter Gestalt könne es nur geben, wenn

„1. der Krieg ein ganz isolierter Akt wäre, der urplötzlich entstünde und nicht mit dem früheren Staatsleben zusammenhinge, 2. wenn er aus einer einzigen oder aus einer Reihe gleichzeitiger Entscheidungen bestünde, 3. wenn er eine in sich vollendete Entscheidung enthielte und nicht der politische Zustand, welcher ihm folgen wird, durch den Kalkül schon auf ihn zurückwirkte“ (Clausewitz 1832-1834: 22 [1. Buch, Kap. 1, Ziff. 6]).

Ein Krieg, gleich welchen Typs, ist aber nie ein isolierter Akt. Erstens resultiert er aus gesellschaftlichen Bedingungen, wie gerade Clausewitz im Unterschied zu

9 Den Akteuren etwas zu unterstellen wie z. B. eine Art hitlerischen Todestrieb, wie es Hans Magnus Enzensberger gegenüber dem irakischen Diktator Saddam Hussein wegen seines Widerstands gegen die Koalition der mächtigen Staaten nach seiner Besetzung Kuwaits getan hat, gehört in den Bereich hergeholter, primitiv-populärer Psychoanalytik aufgeregter Gazetten und Intellektueller ohne Ahnung von der Sache. Aber auch die anderen „bekennenden Bellizisten“, wie Ulrich Beck, Micha Brumlik, Claus Leggewie, Cora Stephan, Wolf Biermann, Rudolf Augstein, Daniel Cohn-Bendit, Hans-Ulrich Klose, bekleckerten sich bei ihren Argumenten nicht mit Ruhm (vgl. auch Dorenwendt 1995 und Joas 1992: 538-543).

bloßen Kriegstechnikern erkannt hatte und worauf der Ausdruck „früheres Staatsleben“ hindeutet. Zweitens gehen einem Krieg politische Willensbildung, Rekrutierung und Ausbildung von Kämpfern sowie materielle Vorbereitungen (Informationsbeschaffung; Entwicklung von strategischen Optionen; Rüstungsbeschaffung usw.) voraus, wobei „der Mensch mit seiner unvollkommenen Organisation immer hinter der Linie des Absolut-Besten zurück [bleibt]“ (ebd. [Ziff. 7]). Angesichts eines möglichen Atomkriegs wuchs nach dem Zweiten Weltkrieg der Druck auf Perfektion der Vorbereitungen ungeheuer, und dennoch blieb immer ein hohes Restrisiko, aber in allen Krisen während des Ost-West-Konflikts gelang es durch *politische* Entscheidungen, das Äußerste zu vermeiden. Das würde Clausewitz gemäß der Logik seines Ansatzes als „ermäßigendes Prinzip“ und somit als eine Bestätigung seiner Theorie ansehen.¹⁰

Zur zweiten Bedingung konnte Clausewitz noch feststellen, daß „der Krieg nicht aus einem einzigen Schlag ohne Dauer [bestehe]“ (ebd.: 22ff. [1. Buch, Kap. 1, Ziff. 8]). Im atomaren Abschreckungssystem ist diese Bedingung aber fast nicht mehr gegeben bzw. auf wenige Minuten zusammengeschrumpft, wodurch die Atomwaffenarsenale mehr und mehr der politischen Verfügbarkeit entzogen wurden.¹¹ Mit zahlreichen einseitigen und zweiseitigen Maßnahmen der Rüstungskontrolle, oft als Abrüstungsmaßnahmen mißverstanden, bemühten sich die politischen Führungen und Verteidigungsintellektuellen beider Seiten, das Drohsystem zu stabilisieren und das Gewaltpotential wieder politisch verfügbar zu machen, was bezogen auf diese Strategie im Endeffekt aber nicht gelungen ist (vgl. Senghaas 1972).

Und was die dritte Bedingung betrifft: Die gegenseitige Vernichtung durch einen atomaren Schlagabtausch, selbst wenn sie nach Pentagon-Berechnungen nur ca. 70 Prozent der Bevölkerung und des Industriepotentials in Ost und West eliminiert hätte, konnte kein Zweck sein. Folglich beschränkten sich beide Seiten auf Drohpolitik. Das heißt, daß der erwartete Zustand nach einem solchen Krieg auf ihn selbst bzw. seine Vorbereitung zurückwirkte.

Daß mit solchen Massenvernichtungswaffen keine Politik mehr zu machen sei, könnte als tiefere Einsicht hinter den Verabredungen zwischen Reagan und Gorbatschow am 11./ 12. Oktober 1986 in Reykjavik gestanden haben, mit denen sie das Ende des Ost-West-Konflikts und erste wirkliche Abrüstungsschritte einläuteten, was immer die unmittelbaren Interessen der beiden Supermachtführer und ihrer Berater gewesen sein mögen (historischer Ruhm als Friedenspräsident der USA; Lösung der gravierenden Legitimitäts- und Wirtschaftsprobleme der UdSSR). Und ich wage vorherzusagen, daß auch Atommächte wie Indien und Pakistan oder Israel, Irak und Iran die gleiche Lektion lernen werden. Brasilien und Argentinien ebenso wie Südafrika haben sie bereits antizipiert und verfolgen keine Atomrüstung mehr.

Kurzum: Gerade weil sich die mögliche Gestalt des Staatenkrieges dem absoluten Krieg in Clausewitz' Theorie so sehr angenähert hat, ist diese Theorie in empirisch-analytischer Hinsicht gültiger denn je. Der Unterschied zwischen Atom-

10 Clausewitz (1832-1834: 26-33 [1. Buch, Kap. 1, Ziffern 12-22] und 77ff. [1. Buch, Kap. 7]) führt eine ganze Reihe anderer Einflüsse und „Friktionen“ an, die darauf hinwirken, daß der reale Krieg nicht zum absoluten eskaliert. Sie sind nach wie vor lesens- und bedenkenswert für den sogenannten konventionellen Krieg, aber ich gehe wegen nachrangiger Bedeutung nicht darauf ein.

11 Zu einer Strukturgeschichte des Krieges, d. h. der sozialen, politischen und technologischen Bedingungen seines Formwandels bis zum Atomzeitalter vgl. Howard 1981.

krieg und den Faktoren für mäßigende Modifikationen und Friktionen des Krieges zu Zeiten von Clausewitz liegt vor allem darin, daß damals viele objektive Bedingungen (Wetter, Topographie, Waffentechnik, Logistik) sich auswirkten, während zur Verhinderung des Ausbruchs eines Atomkrieges sozusagen künstlich Friktionen durch politische Maßnahmen eingebaut werden mußten, etwa die erwähnten Maßnahmen der Rüstungskontrolle, z. B. rote Telefone, Begrenzung von Antiraketenraketen, Verzicht auf Orbital- und Meeresbodenwaffen. Weil politisch zwecklos, mußten und müssen die Risiken einer Eskalation zum Atomkrieg so weit gebändigt werden, daß der politische Zweck der Auseinandersetzung wieder hervortreten (vgl. Clausewitz 1832-1834: 25f. [1. Buch., Kap. 1, Ziff. 11]) und damit nichtkriegerischer Bearbeitung zugänglich werden kann.

Nun ein nur kurzer Kommentar zum normativen Aspekt in Clausewitz' Theorie: Hier sind Mißverständnisse zu bereinigen. Clausewitz war kein Bellizist.¹² Seine Formel vom Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln war mitnichten in dem Sinne normativ gedacht, daß die politische Führung zum Instrument des Krieges greifen solle, um ihre Zwecke zu erreichen. So aber scheinen ihn Czempiel und Keegan verstanden zu haben (vgl. oben Czempiel 1986: 13; Keegan 1995: 553). Die normative Implikation besteht vielmehr darin, daß Clausewitz mit besagter Formel den Primat der Politik über das Militär bzw. über militärisches Denken postulierte – immerhin schon damals eine sehr fortschrittliche Haltung.¹³ Bis heute ist sie in weiten Teilen der Welt, selbst in den demokratischen Industriestaaten, noch keineswegs eine Selbstverständlichkeit, sondern muß im politischen Alltag täglich neu erkämpft und gesichert werden. Clausewitz hat sich nicht darüber ausgelassen, wie die Politik, der der Primat zukomme, inhaltlich beschaffen sein solle. Aus historischen Gründen konnte er das wohl auch nicht (vgl. Senghaas 1980 [1966]: 348f.); denn er lebte in einer Zeit gesamtgesellschaftlichen Umbruchs, in der konkret-inhaltliche und Werte-Orientierungen für die neue Zeit verschwommen waren. Aus methodischen Gründen brauchte er die den Primat innehabende Politik aber auch nicht näher zu bestimmen; denn es ging ihm um den Primat *per se*.

12 Man darf Clausewitz aber nicht verfälschen: An einer Wand im Foyer der Hamburger Clausewitz-Kaserne, in der die Führungsakademie der Bundeswehr untergebracht ist, ist folgender Clausewitz zugeschriebener Spruch zu lesen (in Messingbuchstaben, dazu auch die Replikation einer Clausewitz-Büste): „Den Frieden so sicher wie möglich zu erhalten, ist das Bestreben, und dazu muß kein augenblickliches Opfer zu groß geachtet werden.“ Dieses Zitat paßt zwar in die historische Situation der 70er Jahre, in der die Kaserne den Namen des Kriegstheoretikers erhielt, ist jedoch aus dem Zusammenhang gerissen und insofern manipulativ. Es stellt eine in der Wortwahl leichte, inhaltlich jedoch schwerwiegende Verfälschung der Aussage von Clausewitz dar, dem es im Kontext der Fundstelle (siehe Clausewitz 1832-1834: 510 [6. Buch, Kap. 25 über Rückzug ins Innere des Landes]) um etwas ganz anderes ging, nämlich einen möglichst „vorteilhaften“ Friedensschluß zu erzielen. Die aufklärende Recherche zu dem Spruch im Eingang zur Clausewitz-Kaserne verdanke ich Oberstleutnant Dr. Freiherr Claus von Rosen von der Führungsakademie der Bundeswehr, Fachbereich Sozialwissenschaften.

13 Man kann Militär als Institution und Militärpolitik grundsätzlich ablehnen und den Staat für die Wurzel allen Übels erklären, wie z. B. Ekkehart Krippendorff in seinem Buch „Staat und Krieg“ (1985). Solch ahistorischer und extremistischer Pazifismus befriedigt zwar pazifistische Fundamentalisten unter dem Motto: „Was habe ich heute wieder Gutes für mein Gewissen getan!“, läßt die realen Entwicklungen aber unberührt und wird nicht zur Verhinderung auch nur eines einzigen Krieges beitragen.

Darüber hinaus gibt es einen weiteren normativen Aspekt bei Clausewitz, der aus seinen persönlichen Erfahrungen und Positionen resultiert. Während er anfangs der napoleonischen Kriegsstrategie anhing, also der revolutionsgeborenen, tendenziell vernichtungsorientierten Strategie, suchte er später nach denjenigen Bedingungen, die durch mäßigenden Einfluß just jene Strategie eindämmten bzw. ihre Eigendynamik hin zum absoluten Krieg verhinderten und die politisch-instrumentelle Funktion des Krieges in den Vordergrund rückten (vgl. Münkler 1992: 98ff.)¹⁴. Insofern hat auch Tolstoj in seinem grandiosen Werk „Krieg und Frieden“ Clausewitz mißverstanden. Er läßt ihn – damals tatsächlich in russischen Diensten – vor Beginn der Schlacht von Borodino mit einem anderen Offizier vorbei reiten und erklären, daß es am besten wäre, keine Gefangenen zu machen, womit Tolstoj auf das absolute Vernichten im idealtypischen Modell anspielte, von dem her Clausewitz seine Theorie aufbaute.

Clausewitz selbst, jedenfalls in seiner späten Phase, bewog hauptsächlich das Erkenntnisinteresse, wie der entpolitisierenden Tendenz der Entwicklung zum absoluten Krieg seit der Französischen Revolution zu begegnen sei, und dieses Erkenntnisinteresse hat den normativen Aspekt seiner Theorie zur Folge. Er ist jedoch die logische Konsequenz seiner ersten Kriegsdefinition. Es ist nicht umgekehrt so, daß Clausewitz sich apodiktisch die Norm der Mäßigung ausdachte, um Krieg politisch noch führbar zu halten, und dieser Norm dann sein theoretisches Konstrukt unterfütterte. Die empirisch-analytische Seite seiner grundlegenden Theorie ist die primäre, und sie ist viel wichtiger und folgenreicher als die normative.

An dieser Stelle möchte ich genauer auf den Clausewitz-Kritiker John Keegan eingehen.¹⁵ Dessen 1995 in Deutschland erschienenes Buch „Die Kultur des Krieges“ erregte einiges Aufsehen. Von Reemtsma (1998) wurde es zustimmend zitiert und von Klaus Naumann in der „Frankfurter Rundschau“ am 17. Juni 1995 positiv gewürdigt.

14 In diesem Sammelband enthalten die Aufsätze „Dialektik des Militarismus. Krieg und Frieden bei Clausewitz, Engels und Carl Schmitt“ (54-79, besonders 54-63) sowie „Instrumentelle und existentielle Auffassung des Krieges bei Carl von Clausewitz“ (92-110), die gründlichste und tiefstgründige Analyse von Clausewitz, die ich kenne.

15 In der Einleitung „outet“ er sich als von der Welt des Militärs, hauptsächlich von der Offizierswelt, „Verzauberter“ (dieser Ausdruck fällt auf den Seiten 12/ 13 gleich viermal). Und „nicht nur das bunte Bild der Auszeichnungen schlug [ihn] in Bann, sondern auch das der Uniformen und ihrer Bedeutung“ (13). Kein Wort darüber, wozu Militär und Krieg politisch gut sein sollen! Soldaten sollen offenbar Selbstweckkrieger sein – „Kämpfer für Werte wie Mut und Pflichterfüllung“ (16). Erst im letzten Absatz des Buches (553) liest man eine positive Bestimmung: „Die Weltgemeinschaft benötigt mehr denn je gut ausgebildete und disziplinierte Soldaten, die bereit sind, sich in ihren Dienst zu stellen. Diese Soldaten sollten (...) als Beschützer der Zivilisation (...) betrachtet werden“ – gegen „rassistische Fanatiker, regionale Kriegsherrn, hartnäckige Ideologen, gewöhnliche Plünderer und organisierte internationale Kriminelle“. Statt von Soldaten sollte Keegan hier aber besser von Polizeigarden sprechen – was eine total andere Funktion, Ausrüstung und Handlungslinie bedeuten würde, verglichen mit herkömmlichen Militärzielen, wie Töten und Zerstören. Infolge einer bedauerlichen Kinderkrankheit, die eine dauerhafte Behinderung hinterließ, konnte Keegan nicht Soldat werden und meinte deshalb, er hätte „etwas verpaßt“ (12). Mit nur 25 Jahren wurde er aber 1960 als Militärhistoriker an die Königliche Militärakademie von Sandhurst berufen. Im übrigen läßt sich kein referiertes historisches Faktum, keine Bezugnahme auf Clausewitz oder andere Autoren nachprüfen: das ganze Buch enthält keine einzige Quellen- und Fundstellenangabe, sondern nur ein allgemeines Literaturverzeichnis, mit dem einem nicht geholfen ist. So ist es weder wissenschaftlich noch für einen interessierten Laien brauchbar.

Keegan beginnt mit einem Paukenschlag: „Krieg ist nicht ‚eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln‘“ (Keegan 1995: 21). Denn „der Krieg [ist] nahezu ebenso alt wie der Mensch und damit um viele Jahrtausende älter als Staat, Diplomatie und Strategie. Er reicht in die geheimsten Tiefen des menschlichen Herzens, dorthin, wo das Ich rationale Ziele auflöst, wo der Stolz regiert, Emotionen die Oberhand haben und der Instinkt herrscht“ (ebd.). Zwar folge Clausewitz der Erkenntnis von Aristoteles, daß der Mensch ein *zoon politikon* sei, sei aber nicht weiter gegangen als bis zu der Feststellung, „ein politisches Wesen sei gleichbedeutend mit einem kriegführenden“ (ebd.). Das ist ein gravierender Lektürefehler und ist sachlich hanebüchen, nur zu erklären durch völlig unhistorisches Denken dieses Historikers.

Seit Konrad Lorenz (1963) ist es wieder beliebt geworden, gewaltsame Aggression zwischen Menschen als „dem Menschen“ quasi eingeboren zu erklären. Ob dafür nun Gene verantwortlich gemacht werden¹⁶ oder eine in stammesgeschichtlichen Urzeiten erworbene und seitdem tradierte Eigenschaft¹⁷, läuft letztlich auf dasselbe hinaus. Der eine wie der andere Ansatz enthistorisiert und entpolitisiert den Menschen, beraubt ihn seiner Subjektivität – und seiner Hoffnung! Für die Überwindung von Krieg als menschliche Institution bzw. für eine sogenannte nachhaltige Friedenspolitik hinterläßt dieser Ansatz im schlimmsten Falle Fatalismus, im günstigsten Falle Ersatzhandlungen zur Aggressionsabfuhr, etwa durch Fußballspiele, wie Lorenz sie allen Ernstes empfahl (Hooligans kannte er noch nicht). Auf dieser gefährlichen Linie bewegt sich auch Keegan, womit er seinen prinzipiell guten Absichten¹⁸ zuwiderläuft. Anthropologie und Psychoanalyse würden uns davon zu überzeugen versuchen, „daß in jedem von uns¹⁹ dicht unter der Oberfläche der Wilde lauert“ (Keegan 1995: 22). Das akzeptiert allerdings auch Keegan nicht so absolut. Das tägliche Verhalten der zivilisierten Mehrheit würden wir zwar als menschliche Natur ansehen, aber „[w]ir sind durch die Kultur bestimmte Wesen, und die Fülle unserer Kultur gestattet es uns, unsere²⁰ zweifellos vorhandene Gewaltbereitschaft zu akzeptieren und dennoch die Ansicht zu vertreten, es handele sich um eine Anomalie, wenn sie sich äußert“ (Keegan 1995: 22). Keegan fährt dann fort mit einer zunächst noch unterschwelligeren Breitseite gegen Clausewitz: „Wir reden uns ein, unsere Institutionen und Gesetze hätten der Gewaltbereitschaft des Menschen Fesseln angelegt, die so mächtig sind, daß Gewalttätigkeit grundsätzlich als verbrecherisch bestraft wird und die von den staatlichen Institutionen ausgeübte Gewalt nur in Form der ‚zivilisierten Kriegführung‘ auftritt (ebd.: 22f.).“ Aber, so der weitere Argumentationsgang von Keegan (ebd.: 24ff.), es seien nicht solche konstitutionell-legalistischen Bedingungen – wie also der von Clausewitz postulierte Primat der Politik –, die der menschlichen Gewaltbereitschaft Fesseln anlegten. Die ermäßigenden Bedingungen lägen vielmehr in der „Kultur“ begründet. Um dies zu

16 Ein Hamburger Kollege aus der Biologie erklärte mir vor vielleicht 15 Jahren einmal allen Ernstes, er wisse, wo im Gehirn das Aggressionspotential lokalisiert sei, und man könne es herausoperieren. Also Frieden durch Chirurgie, Genmanipulation, Klonen? Zur Erläuterung des neurologischen Arguments vgl. Keegan 1995: 130ff.; selbst er hält es für nicht tragfähig. Creveld (1998: 313) legt sich nicht fest.

17 In diese Richtung tendiert Keegan 1995: 135-149.

18 Siehe Fußnote 16!

19 In mir nicht!

20 Wer ist mit ‚wir/ unser‘ gemeint: Männer oder Menschen?

begreifen, hätte Clausewitz das Kriegsverhalten z. B. der Kosaken studieren müssen (ebd.: 27ff.), und überhaupt habe er keinen Blick verschwendet auf andere Krieger-Kulturen, wie zum Beispiel der Zulus, der Mamelucken, der Samurai oder auch der Polynesier auf der Osterinsel (vgl. ebd.: 52-84). Keegan erklärt diese angebliche Kurzsichtigkeit damit, daß die „Zeitgenossen im Westen mit ihrem tiefverwurzelten Glauben an die Vorzüge des Individualismus“ (ebd.: 34²¹) nicht genügend Abstand gewöhnen von der eigenen Kultur.

„Der im Zeitalter der Aufklärung aufgewachsene Clausewitz war ein Kind seiner Epoche, Zeitgenosse der deutschen Romantiker, Intellektueller, Praktiker, Reformers, ein Mann der Tat, Kritiker der Gesellschaft und glühend davon überzeugt, daß es not tue, sie zu ändern.²² Obwohl er ein genauer Beobachter der Gegenwart und zugleich der Zukunft zugewandt war, sah er nicht, wie tief er als Angehöriger einer Kaste von Berufsoffizieren in einem zentralistischen europäischen Staatswesen in seiner eigenen Vergangenheit wurzelte. Hätte sein äußerst kritischer Geist noch über eine weitere intellektuelle Dimension verfügt, hätte er vielleicht erkannt, daß es beim Krieg um weit mehr geht als um Politik: Krieg ist stets Ausdruck einer Kultur, oft sogar eine ihrer bestimmenden Größen, und in manchen Gesellschaften die Kultur selbst (ebd.: 34).“

Die soeben zitierte Passage ist aufschlußreich und in mehrfacher Hinsicht kritikbedürftig: Daß – erstens – Clausewitz aus seinem historischen Kontext heraus verstanden werden muß, ist sowohl trivial als auch ein Postulat, das Senghaas schon rund 30 Jahre vor Keegan betont hatte (vgl. Senghaas 1980 [1966]: 350). Das impliziert aber mitnichten, daß die in Clausewitzens Ansatz „aufgehobene“, gleichsam gespeicherte Vergangenheit bedeutungslos sei. Sein Ansatz wäre allenfalls bedeutungslos, wenn die aus seinem historischen Ursprung abgeleitete Zukunftsperspektive eine ideologische Verfälschung wäre, wie z. B. im leninistischen Geschichtsdeterminismus, der eben keine erfahrungswissenschaftliche Grundlage hatte. Einen solchen Ideologismus vermag ich bei Clausewitz nicht zu erkennen.

Zweitens: Das anti-Clausewitzsche, scheinbar ideologiekritische Argument provoziert die Gegenfrage. Es liegt auf der Ebene, als würde ich Keegan fragen, worin er selber denn wurzele – über die „Verzauberung“ durch das Militärische hinaus? So scharf er Clausewitz kritisiert, so reflexionslos und kritiklos ist er sich selber gegenüber, und das ist ungut für jemanden, der sowohl als Wissenschaftler ernstgenommen werden will als auch an verantwortlicher Stelle teilhat an der Ausbildung von Offizieren.²³

Drittens: Der Vorwurf der intellektuellen Beschränktheit ist nicht nur unfair, sondern offenbart, daß Keegan das Erkenntnisinteresse von Clausewitz nicht begriffen hat. Clausewitz wollte keine Theorie aufstellen, die in völlig unhistorischer Weise alle realen Kriege der Menschheitsgeschichte unter einen Hut gebracht hätte.

21 Hier und an anderen Stellen (z. B.: 85) scheinen ein Antiindividualismus und eine antiaufklärerische Einstellung durch. Das paßt zu männerbündischem, militärischen Gemeinschaftsgeist, den der Autor so „zauberhaft“ findet. Zu einem modernen Militärwesen in einer Demokratie, wo der „Bürger in Uniform“ (v. Baudissin) gefordert ist, paßt das aber ganz und gar nicht.

22 Eine reichlich merkwürdige Einstellungsmixtur, die Keegan dem Clausewitz da überschüttet.

23 Wollte ich mich der gleichen Methode für Kritik wie Keegan bedienen, würde ich vermuten: Keegans Wurzel liegt in einem – politisch wie sozial – zutiefst konservativen, wenn nicht gar militaristischen Milieu, was immer deutsche Angriffskriege von 1914ff. und 1939ff. dazu beigetragen haben mögen. Diese Milieuprägung wurde verstärkt durch das Gefühl der Ausgeschlossenheit; denn er konnte ja nicht Soldat werden. Eine solche Argumentationsebene ist jedoch wissenschaftlich absolut unerheblich.